

# Stilwandel des christlichen Sterbens

Franz Hillig SJ, München

Der Tod ist Jahrhunderte lang ein klassisches Thema der christlichen Predigt gewesen; man denke etwa an den Barock, aber auch an das 18. und 19. Jahrhundert. Er schien wie kaum ein anderer Gegenstand geeignet, die Menschen heilsam zu erschüttern, ihnen das Trügerische und Vorläufige alles Irdischen zum Bewußtsein zu bringen und sie mit dem Hinweis auf das Gericht und die „letzten Dinge“, auf die unausweichliche Entscheidung zwischen Himmel und Hölle zur Umkehr zu bewegen. Im besonderen gehörte der Tod zum festen Bestand jeder Volksmission und der Exerzitien (obwohl übrigens im Exerzitienbuch des hl. Ignatius nur an wenigen Stellen und mehr im Vorübergehen von ihm die Rede ist; vgl. EB 78, 186, 340).

Wird heute noch über den Tod gepredigt? Nehmen die letzten Dinge: Gericht, Himmel und Hölle einen nennenswerten Raum in der christlichen Verkündigung der Gegenwart ein? In Frankreich hat man diese Frage mit Sorge gestellt (vgl. Louis L o c h e t in „*Christus*“ 34, 183—202). Aber auch im deutschen Sprachgebiet begegnet man diesem Thema nicht häufig. Selbst in den Exerzitien scheinen darüber immer seltener Betrachtungen vorgelegt zu werden. Woran liegt das? Sind unsere Prediger unsicher geworden? Wagen sie nicht, ihren Hörern die volle Wahrheit zu sagen? Hat der Reporter einer vielgelesenen Illustrierten recht, wenn er behauptet, dieses Thema, das die Kirchen nicht mehr zu predigen wagten, sei von den Sekten übernommen worden und tue bei ihnen nun seine Wirkung? Oder ist die christliche Predigt, wie es Lochet andeutet, im Zuge eines gesamten Umdenkens auf der Suche, „wie man den Menschen unserer Zeit vom Mysterium des Todes zu künden habe“? (Das ist die Überschrift seines Aufsatzes.)

Unleugbar stehen wir heute ganz allgemein vor einer Tendenz, den Tod totzuschweigen. Er ist eines der Haupttabus des modernen Lebens. Diese Tendenz hat im Menschen selbst einen starken Verbündeten. Man könnte mit vollem Recht erstaunt und empört sein, daß der Mensch, der doch sterben muß und dessen Sterben entweder die Vernichtung oder eine ewige Entscheidung bedeutet, diese Grundtatsache seiner Existenz so wenig bedenkt, ja sie einfach aus seinem Bewußtsein hinauszuschieben sucht. Dieses Erstaunen ist berechtigt. Nur darf man das Wegsehen vom Tod, das Nicht-ernst-nehmen seiner Nähe, das Nicht-sterben-wollen nicht gleich moralisch deuten.

Von Natur aus will der Mensch leben. Man kann geradezu ein Argument für die Unsterblichkeit der Geistseele darin erblicken, daß dem Menschen der Gedanke an seine Vernichtung untragbar erscheint. Er will leben. Er braucht Hoffnung und eine Zukunftskulisse. Noch der Schwerkranke, ja der Sterbende macht sich aus diesem Lebenshunger heraus Illusionen, der kranke Arzt so gut wie alle andern, der sterbende Priester oder Ordensmann nicht weniger als die übrigen Christen. Der Glaube verwandelt nicht einfach die Natur. Aus dieser Zukunftshoffnung aber spricht die Natur. Der Mensch kann ohne Hoffnung nicht leben.

Dazu kommt heute in immer stärkerem Ausmaß, was wir die „medizinische Sicht“ des Sterbens nennen können. Der Patient (das heißt der „Leidende“) soll nicht nur möglichst ohne Schmerzen sein. Er soll auch nicht ahnen, daß es mit ihm zu Ende geht: Angst, Scheu oder ein übertriebenes Zartgefühl von seiten der Verwandten verbünden sich allzugern mit dem (an sich durchaus verständlichen) Bemühen der Schwestern und Ärzte, dem Kranken Mut und Vertrauen einzuflößen. Ihm wird die Wahrheit vorenthalten. Zu diesem Verschweigen tritt dann die Droge und die Spritze. Schon Tage lang vor dem Ende liegt der Patient in Bewußtlosigkeit. Er schläft hinüber, ohne überhaupt je deutlich das Nahen der Schwelle begriffen zu haben.

Hinter dieser rein „medizinischen Sicht“ steht aber zugleich eine weltanschauliche Tendenz: der Verlust des christlichen Ewigkeitsglaubens, stehen Agnostizismus und Atheismus. Im März 1960 fand in Düsseldorf eine Diskussion über die Frage der ärztlichen Aufklärungspflicht statt. Ein Münchner Arzt sprach sich scharf dagegen aus: „Der moderne Mensch wolle nicht sterben und im Leben nichts vom Sterben hören, sondern er wolle ‚gestorben werden‘“ (Süddeutsche Zeitung vom 22. 3. 1960, Nr. 70). Hier tritt in unverhüllter Offenheit zutage, daß bei unsern Zeitgenossen das christliche Menschenbild zerbrochen ist. Wie klar hat das Bernanos gesehen: „Der Durchschnittsmensch ist gar nicht stolz auf seine Seele, er hat nur einen Wunsch, sie zu verneinen. Er verneint sie mit einem tiefen Gefühl der Erleichterung, als wäre er einen furchtbaren Alpdruck los. Mit einer Art unverständlichem Stolz glaubt er zu entdecken, daß sie nicht existiert. Die metaphysische Sorge des Durchschnittsmenschen besteht fast zur Gänze in dieser uneingestanden Verneinung, in diesem Stolz, in jenen tausend listigen Versuchen, die alle dahin gehen, diese Seele, diese Last, dieses quälende Bewußtsein des Guten und des Bösen irgendwo, irgendwie abzuschütteln und aufzugeben. Wenn nur diese Seele nicht existierte! Und falls sie doch existiert, wenn sie nur nicht unsterblich wäre! Im Laufe der Jahrhunderte haben Milliarden und Abermilliarden von Dummköpfen, unzählige ‚imbéciles‘, mit einem Augenzwinkern wiederholt: Ist man einmal tot, dann ist alles tot“<sup>1</sup>.

Es ist selbstverständlich, daß die christliche Verkündigung dieser Verfälschung des Menschenbildes und der gesamten Wirklichkeit entgegenreten muß. Der Christ glaubt an das ewige Leben und an den unendlich ernsten Entscheidungscharakter des Todes. So sehr auch wir es begrüßen, wenn den Leidenden und Sterbenden ihre Schmerzen erleichtert werden, und die katholische Moralthologie dem Arzt hier einen weiten Spielraum läßt, so steht doch der gesamte Vorgang des Hinscheidens für den Christen vor einem andern Horizont. Der Tod ist nicht nur kein blindes Schicksal, sondern Fügung und Ruf Gottes, der die unendliche Liebe ist. Der Tod ist zugleich unsere Tat, die „Antworttat“, wie Eugen Walter es genannt hat<sup>2</sup>. Das Idealbild christlichen Sterbens bleibt das wache und bewußte Sterben, das Zurückgeben unseres Lebens in die Hände Gottes. „Das Ende des Menschen als Geistperson

<sup>1</sup> *La liberté pour quoi faire? L'esprit européen*, Paris 1953, 232. Übers. Espiau de la Maëstre.

<sup>2</sup> Eugen Walter: *Die Herrlichkeit des christlichen Sterbens*. Freiburg 1940. Wieder abgedruckt in: *Quellen lebendigen Wassers. Von der Fülle der sieben Sakramente*. Freiburg 1953.

ist tätige Voll-endung von innen, ein aktives Sich-zur-Vollendung-bringen, aufwachsende, das Ergebnis des Lebens bewahrende Auszeugung und totales Sich-in-Besitz-nehmen der Person, ist Sich-selbst-gewirkt-haben und Fülle der personalen Wirklichkeit.“ Zugleich allerdings ist es „zustoßendes, erlittenes, seiner inneren personalen Gesetzmäßigkeit entzogenes Erleiden von außen . . . verohnmächtigende Entleerung seiner personalen Wirklichkeit“<sup>3</sup>.

Es gibt einen Stilwandel des Sterbens wie es einen Stilwandel des Lebens gibt. Werner Leibbrand hat einige Züge solcher „*Stilistik des Sterbens*“ beschrieben<sup>4</sup>. Sie hat zunächst eine kulturgeschichtliche Komponente, wie sie etwa im rührseligen Sterben der Biedermeierzeit oder (nach Goethes Vorbild) in der Vorliebe für das Sterben im Lehnstuhl zum Ausdruck kommt. Sie hat weiter eine medizinische Komponente, wie sie durch die Heilmethoden, die Schmerzbekämpfung und etwa den Umstand gegeben sind, daß der Kranke heute immer häufiger außerhalb seiner Familie, in der Klinik stirbt. Dazu tritt die religiöse Komponente. Christliche Überlieferung, die Glaubenshaltung einer Zeit werden sie bestimmen. Doch wird auch der religiöse Stil gleichzeitig von den andern Komponenten mitbestimmt werden, ohne daß darum die christliche Substanz als solche angetastet zu werden braucht. So mag das Sterben des Erbhofbauern, der von seinen um sein Sterbelager versammelten Angehörigen wie ein Patriarch Abschied nimmt, ihnen letzte Anweisungen gibt und in ihrer aller Beisein die heiligen Sakramente empfängt, durchaus barocke Züge tragen. Dennoch kommt in solchem Streben ein Wesenszug christlicher Todesauffassung zum Ausdruck, der überzeitlich ist und den es durch den Stilwandel hindurchzuretten gilt: der Wille zum wachen und bewußten Tod. Nicht umsonst lehrt die Kirche uns beten um Bewahrung vor einem „unversehenen Tod“, das heißt aber einen plötzlichen Tod, ohne Gelegenheit, sich hier und jetzt für den entscheidenden Schritt zu bereiten. Mag die moderne Medizin den „unbewußten Tod“ immer häufiger werden lassen — mit dieser Tatsache muß sich auch der Christ immer mehr abfinden —, so darf sich an seiner grundsätzlichen Haltung zum Tod doch nichts ändern. Er wird nur die Vorbereitung auf das Sterben, die Annahme des Todes, den Tod als „Antworttat“ in die Zeit vorverlegen müssen, da er noch über seine geistigen Kräfte verfügt.

Es ist eine weitverbreitete Fehl Auffassung, als sei vor allem *der* Moment von schicksalhafter Bedeutung, in dem nach ärztlichem Ermessen der Tod eintritt. Denn auch abgesehen von der medizinisch diskutierten Frage, wann genau der Tod eintritt und ob dieses Eintreten nachweisbar sei, ist religiös gesehen die andere Frage viel entscheidender: Wie war der Mensch, der vielleicht durch einen Verkehrsunfall plötzlich aus dem Leben gerissen wurde, vorher eingestellt? Wie hat er überhaupt gelebt? Das Sterben und die mit ihm unweigerlich gefällte ewige Entscheidung ist nicht einfach ein willkürliches zufälliges Halt wie etwa beim Roulettespiel. Es ist das Ergebnis eines ganzen Lebens. In dem, was wir im Tode sind, ist unser ganzes Dasein mit all seinen Entscheidungen und Fehlentscheidungen, mit unserer Schuld, unserer Läuterung und Reife integriert. Es ist nach Karl Rahner ein Ende, „in

<sup>3</sup> Karl Rahner: *Zur Theologie des Todes*, in: Synopsis. Studien aus Medizin und Naturwissenschaft. Hamburg, Heft 3, 100 f.

<sup>4</sup> Synopsis a.a.O. 46—59.

dem das Ganze des Menschen zunächst irgendwie zu einem Abschluß jener Zeitlichkeit kommt, die für das Leben charakteristisch ist“<sup>5</sup>.

Gerade unser Leben in der technisierten Welt, der rasenden Autos und Flugzeuge unterstreicht die Warnung des Herrn, allzeit bereit zu sein. Hier zeigt sich wieder, wie der Mensch trotz allem Fortschritt der ärztlichen Kunst und Wissenschaft in seiner Tiefe bedroht bleibt und die christliche Todesmahnung und Todesbereitschaft nichts von ihrer Dringlichkeit verloren haben; der Tod bleibt wesentlich „Dieb“ und „Ruf mitten in der Nacht“. Wohl aber wird sich die Verkündigung des Todes darin völlig umzuorientieren haben, wie sie von ihm zum Menschen von heute spricht, ja noch tiefer und wesentlicher: wie sie ihn theologisch neu zu verstehen hat. In der Abneigung gegen die hergebrachte Todespredigt, von der wir ausgegangen sind, steckt keineswegs nur Zaghaftigkeit oder sogar unsicher gewordener Glaube. Das mag gelegentlich durchaus der Fall sein. Im großen gesehen aber ist unsere ganze geistige und theologische Entwicklung darüber hinweggegangen.

So markig und ergreifend jene klassischen Reden auch waren, sie wirken auf uns nicht nur formal reichlich theatralisch und dem barocken Totenprunk verwandt, sie arbeiten auch zu stark im Psychologisch-Emotionalen und Ethisch-Pädagogischen. Wir verlangen heute stärker nach dem dogmatisch Wesentlichen, nach dem Biblischen und, um es gleich zu sagen, nach der Überwindung der Schrecken des Todes hinein in den Sieg der Auferstehung. Gerade weil heute das geistige Ringen um das Ganze und Letzte geht, drängt es uns, dem Atheismus und Nihilismus unser christliches Hauptbekenntnis, unsere Hoffnung und unseren Lebensoptimismus entgegenzuhalten: Credo in vitam aeternam. Der Tod wird gerade durch die pädagogische Todesdrohung und durch das schwere Todespathos christlich verbogen. Der Tod ist der Übergang zum wahren Leben. Er ist Ankunft des Herrn, der die Seinen zur Hochzeit, zur ewigen Freude, zum Schauen Gottes, ja zum seligen Gottbesitz ruft.

P. Jacques Bunel, ein Karmelit, der 1945 in Mauthausen als heldenmütiger Bekenner mit seinem Leben zahlte, sprach an einem Ostertag zu den Karmelitinnen von Le Havre: „Warum soll der Tod für uns ein lieber Freund und der Freund jeden Augenblicks sein? Warum soll der stete Gedanke an ihn unsere innere Nahrung bilden und unser Herz voll froher Erwartung höher schlagen lassen? Anders gesagt: worin besteht die Freude des Sterbens? Oh, zuerst und vor allem darin: es schenkt uns Gott. Denkt ihr daran, Schwestern? Nehmen wir an, eine von euch würde hier auf der Stelle unmittelbar vom Tod ereilt; was bedeutete das? Ihre Seele trennt sich von ihrem Leib und steht von Angesicht zu Angesicht Gott gegenüber. Mit der ganzen Gewalt ihrer Liebe kann sie sich endlich in Gott hineinstürzen, ihn ergreifen, ihn in ihre Arme schließen, ihren Hunger nach Gott stillen. Bei Elisabeth von der Dreifaltigkeit steht die schöne Wendung: die Mauer fällt, und Gott erscheint“<sup>6</sup>.

Die Freude des Sterbens! Es wäre in diesem Zusammenhang einmal lehrreich, den Wandel festzustellen, der sich in der christlichen Todesanzeige vollzieht. Daß der breite, schwarze Trauerrand immer schmaler wird, mag zunächst einfach als eine Frage des Geschmacks erscheinen. Es ist aber mehr. Der Tod soll, wenn wir schon

<sup>5</sup> *Zur Theologie des Todes*, a.a.O. 100.

<sup>6</sup> Michel Carrouges: *Le Père Jacques*. Paris 1958, 318.

glauben, daß er der Heimgang zum Herrn, die Geburt zum wahren Leben, die Pforte zur ewigen Herrlichkeit ist, im Licht Christi stehen. „Am 7. Juni 1949 ging in tiefem Frieden und in heiliger Freude meine geliebte Mutter in das andere Leben“, heißt es in einer solchen Anzeige, die nur noch von einem zarten schwarzen Strich gerahmt ist. Nicht zuletzt die Symbole wandeln sich: auf den Friedhöfen wie in den Todesanzeigen treten an die Stelle der erloschenen Fackel, der verhüllten Urne, der zersprungenen Leier das Kreuz als Siegeszeichen oder das Christusmonogramm. Worte des Glaubens unterstreichen die Zuversicht: „In Christus leuchtet uns die Hoffnung seliger Auferstehung. — Christus nahm heute nacht meinen lieben Mann im 81. Lebensjahr, gestärkt mit den hl. Sakramenten, in das Reich seiner Herrlichkeit.“ Oder: „Nach Empfang der hl. Kommunion und der hl. Ölung ging Victor Sch. an der Hand seines Bruders Jesus Christus hinüber in Gottes Herrlichkeit.“ Es handelt sich um einen ehemaligen Führer der katholischen Jugend. — So häuft sich in den Todesanzeigen, die aus dem Geist der Kirche von heute gestaltet sind, das Bekenntnis zum Leben in Gott, zur Auferstehung, zum Glauben, der nicht getäuscht wird.

Wir haben gesagt: die Natur will leben. Sie will den Tod nicht wahrhaben. Von Natur aus neigen wir alle dazu, vor ihm zu erbeben und den Gedanken an ihn auszuschalten. An sich hilft auch das Älter- und Reiferwerden dabei wenig. Es gibt keine wachsende Nähe und Vertrautheit mit dem Tod, die sich von allein herstellen. Es bleibt immer ein unendlicher Abstand, es bleibt ein absolut Neues, ein Sprung, den streng genommen niemand einüben kann. Dennoch gibt es eine christliche Todesbereitung. Es gibt eine Selbsterziehung aus dem Glauben. Die Kirche leitet uns an, um ein christliches Sterben zu beten. Jedes Ave Maria erinnert uns an die „Stunde unseres Todes“. Was am Grabe einer evangelischen Christin, die hochbetagt gestorben war, gerühmt wurde, daß sie nur noch zur Ewigkeit hingelebt habe, sollte mit zunehmender Reife von uns allen gelten können. „Ob dieses Jahr meine Ewigkeit bringt?“ schrieb P. Paschalis Schmid, der Begründer des Priester-Samstags, zur Jahreswende 1952/53 an einen Bekannten. Fünf Jahre später war er tot.

Aber es ist nicht das Darandenken allein. Es geht um die Vertiefung des Glaubens, um ein Überwinden der naturhaften Daseinsangst und ein reales Zum-Tragen-Kommen der Hoffnung, ein richtiges Sehen dessen, was der Tod christlich ist; es geht um das immer hellere Leuchten der Vorfreude. Wir wollen ehrlich sein und keine Schönfärberei treiben: auch der christliche Tod bleibt bitter. Das Ölbergleiden und die Verlassenheit des Herrn am Kreuz sind unendlich tröstlich. Sie zeigen uns, daß es kein Mangel an christlichem Glauben und christlicher Tapferkeit zu sein braucht, wenn wir zittern und beben, wenn die Schatten des Todes fallen. Zwei letzte Tagebuchaufzeichnungen mögen das belegen: Der Kirchengeschichtler Franz Xaver Kraus, der am 28. Dezember 1901 mit 61 Jahren starb, trug am 10. Dezember 1901 als letzte Notiz in das Tagebuch ein, das er seit dem sechzehnten Lebensjahr geführt hatte: „Die letzten Wochen waren mir eine Zeit schweren Leidens... Heute beim Erwachen hatte ich so sehr die Empfindung meiner Armut, Verlassenheit und Schwäche, daß ich in Tränen ausbrach! Für alles bin ich empfindlich. Die Sorge für den armen Hund reißt mir ins Herz, und ich sehe vor mir nichts als ein allmähliches Erlöschen. Viele Beweise von Aufmerksamkeit (Prinz Max und Groß-

herzogin...). Auch die Kollegen meiner Fakultät zeigen mir freundliche Gesinnung. Ach, wenn ich noch etwas leben und arbeiten könnte!!“<sup>7</sup>.

Fast wörtlich findet sich dieser Aufschrei in den Aufzeichnungen von P. Ivo Zeiger wieder, der am 24. Dezember 1952 mit 54 Jahren allzu früh die irdische Arbeit niederlegen mußte. Seine letzte Eintragung lautet: „Es ist so schwer, Gott sich anheimzugeben. Warum darf ich nicht mehr arbeiten? *Fiat voluntas tua, Domine!*“ Nein, die Christen, auch die großen vorbildlichen, bleiben Menschen. Und wenn sie sich für ihr eigenes Schicksal und ihre Leistung auch zum Ja und zur Ergebung durchgerungen haben, dann bleibt als Schwerstes der Gedanke an den Abschied von den lieben Menschen, von dem Schmerz, den ihr Scheiden ihnen bereitet. Wenn man die „Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933—1945“ liest, die von Helmut Gollwitzer, Käthe Kuhn und Reinhold Schneider gemeinsam unter dem Titel: „*Du hast mich heimgesucht bei Nacht*“ herausgegeben wurden<sup>8</sup>, dann sind die Schlußworte mit am ergreifendsten, mit denen diese zum Tod Verurteilten den letzten Abschied nehmen von Vater und Mutter, von Gatte und Gattin und von den Kindern. Dieser Schmerz ist heilig und ist selbst wie ein Bekenntnis, daß all dies herzerreißende Leid von der unendlichen Vatergüte Gottes umfungen und von der Gewißheit ewiger Existenz und des Wiederschens im Herrn schon durchstrahlt ist.

Trotz des Schweren, das der Abschied von dieser Welt mit sich bringt, fehlt es nicht an Zeugnissen froher und zuversichtlicher Erwartung des Todes, und nicht an Familien, für die das bittere Scheiden eines der Ihren aus dem Glauben an die Realität des ewigen Lebens die Hand des liebenden Gottes spürbar werden ließ. Ein Beispiel mag hier für viele stehen.

Der zwölfjährige Gottfried war an einem Dienstag mit dem Rad verunglückt. Er starb am Tag darauf im Krankenhaus, ohne aus seiner tiefen Bewußtlosigkeit erwacht zu sein. Gottfrieds Eltern schreiben: „Gottfried hatte am Samstag gebeichtet und das Sakrament der Vergebung empfangen; er hatte am Sonntag in der Frühmesse ministriert und kommuniziert, wie er es gewohnt war. Am Morgen des Unglückstages hatte er seinem Kaplan in der Religionsstunde noch besondere Freude gemacht, und bald nach seiner Einlieferung in die Klinik hat er die letzte Ölung empfangen. Um sein ewiges Geschick braucht man sich, nach dem Urteil aller Nahbeteiligten, nicht die geringste Sorge zu machen.

Gottfried war ein sehr frischer, fröhlicher, kerngesunder Junge, lebensfreudig und weltoffen, gutartig und eifrig, rund und richtig in seinem ganzen Wesen, oft ein wilder Draufgänger, im Grunde aber feinfühlig und gemütvoll, in allem vollkommen auf der Höhe seiner zwölf Jahre, selbstverständlich nicht ohne Fehler, aber so ‚in Ordnung‘, wie es ein Zwölfjähriger eben sein kann.

Sein plötzlicher, unerwarteter Tod erscheint dem irdischen Blick als böser Zufall; doch haben wir keinen Augenblick gezweifelt, daß dieser ‚Zufall‘ einer höheren Führung entsprungen ist, seinen vorläufig nur erahnbaren Sinn enthält und, verarbeitet, uns zum Segen sein wird.

Gottfried ist am Michaelsfest, dem 29. September, beerdigt worden, so festlich,

<sup>7</sup> Franz Xaver Kraus: *Tagebücher*, hrsg. von Hubert Schiel. Köln 1957, 758.

<sup>8</sup> München 1958.

wie es eben nur möglich war. An seinem Grabe hat der Priester bereits ausgesprochen, daß wir nun einen nahen Fürsprecher in der himmlischen Welt hätten, und auch die Totenmesse, die ebenfalls am 29. September gefeiert worden ist, wurde nicht mit dem Ritual der Totenmessen zelebriert, sondern — in festlichem Weiß — mit dem Meßformular des Michaelsfestes, dessen Evangelium von den Engeln und von den Kindern spricht. Bei Gottfrieds Beerdigung war außer vielen anderen Menschen nicht nur seine Schulklasse anwesend, sondern fast vollzählig, allermeist in roten und grünen Gewändern, auch der Kreis der Meßbuben, in dem und in deren Altardienst Gottfried zu Hause war.

Rückschauend gewahren wir einige Zeichen aus Gottfrieds letzten Tagen, die darauf deuteten, daß sein Leben, in seiner Art, vollendet war; z. B. eine ihm nicht immer eigene Sanftheit und Hilfsbereitschaft. Am Sonntag vor seinem Tod hat er zu einem Bekannten, dem Sinne nach, gesagt: „Ich bin der glücklichste Mensch der Welt, auch wenn nicht alles nach meiner Nas' geht. Und wenns anders wäre, dann wär's ja auch ein Dreckhaufen!“

Gottfried hat bis zu seinem Lebensende täglich das Gebet gesprochen, das man im allgemeinen nur sehr kleinen Kindern beläßt: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm!“ Wir haben uns oft gefragt, ob man es durch ein anderes ersetzen solle, aber es schien zu ihm noch immer ganz und gar zu passen. Und nun — so dürfen wir annehmen — ist er in den Himmel gekommen und ist nun, wie der Priester bei der „Totenmesse“ sagte, ein Ministrant in der göttlichen Welt, der, etwa befragt, nicht noch einmal zurückwechseln möchte in die irdische Rolle . . .“

Der bekannte, damals 86jährige P. Karl Richstätter teilte einem Mitbruder mit zitternder Hand mit, er habe die heilige Ölung empfangen. Ohne zu wissen, daß er nur noch wenige Stunden zu leben hatte, fügte er hinzu: „Der Gedanke, in einigen Wochen oder Monaten in der Ewigkeit zu sein, erfüllt mich mit einer ganz außerordentlichen jubelnden Freude.“ Das war nicht pathetisch gesagt, sondern entsprach einem tiefen Glaubensrealismus. Als P. Friedrich Kronseder in seinen alten Tagen auf das Sterben zu sprechen kam, sagte er strahlend: „Ha, das wird einmal schön. Das ist dann das Eigentliche!“ Auch hier die Vertrautheit mit dem gnadenhaften Leben im dreifaltigen Gott. Und immer ist es der Wirklichkeitscharakter dieses Lebens, der unterstrichen wird, so etwa, wenn P. Alfred Delp zu dem ihn zur Hinrichtung begleitenden Gefängnispfarrer sagte: „Bald werde ich mehr wissen“.

Der Tod von P. Otto Pies<sup>9</sup> erscheint uns eine deutliche Veranschaulichung des Doppelten, das echtes christliches Sterben in sich schließt: des Schweren und doch des Glanzes der Vorfreude. Die erste Todeswarnung traf den 57jährigen, als ihm im Jahre 1957 das linke, von einem Sarkom befallene Auge entfernt werden mußte. P. Pies arbeitete unermüdlich weiter. Aber neue Beschwerden machten einen weiteren Eingriff erforderlich. Das Ergebnis war, daß bei der fortgeschrittenen Metastasenbildung an eine Rettung nicht mehr zu denken war. Rapid setzte dann auch der

<sup>9</sup> P. O. Pies SJ ist weithin durch seine Bücher („Im Herrn“, „Stephanus heute“, „Das große Gespräch“) bekannt geworden, vor allem aber durch sein Bekenntertum in Dachau, vgl. seinen Bericht: *Block 26. Erfahrungen aus dem Priesterleben in Dachau*. Stimmen der Zeit 141 (1947) 10—28.

Verfall ein. In den letzten Tagen seiner Krankheit war es P. Pies klar, wie es um ihn stand. Nun stellte er sich, wie der offizielle Bericht seines Sterbens sagt, bewußt auf den Heimgang zu Gott ein. Alle Verbindung nach draußen brach der Sterbende ab. Er wollte keinen Besuch und keine Post mehr. Den Ordensschwestern, die ihn pflegten, gab er die Gebete an, die sie ihm immer wieder vorbeten sollten. Schon ihre Auswahl ist für den Stil dieses Sterbens bezeichnend: das Gloria, das Te Deum laudamus, das Magnificat und das Credo, ferner bestimmte Psalmen und Stoßgebete. P. Pies erklärte, wenn die Schwäche größer werde, möchten nur solche Menschen zugelassen werden, die beten, damit er sich, wenn er zu sich komme, mit ihrem Gebet vereinigen könne. Er empfing die Sterbesakramente. Der letzte Tag brach an. Am Morgen fragte der Kranke die Schwester, wie es um ihn stehe. Sie fand die Antwort: „Pater, der liebe Gott steht schon vor der Tür.“ P. Pies: „Er soll doch hereinkommen.“ Am Nachmittag wiederholte sich die Situation. Da mußte die Schwester schon sagen: „Jetzt wird es ernst. Jetzt steht der liebe Gott schon am Bett.“ Der Kranke lächelte und sagte nur mehr lallend: „Wie freue ich mich. Wie bin ich glücklich.“ Er hatte keine Stunde mehr zu leiden.

Wird nicht überhaupt aus dem Krebstod, den doch heute so viele Menschen sterben müssen, ein Mythos des Schreckens gemacht, den man nicht unbesehen übernehmen sollte? Es gibt Menschen, die ihm wissend entgegen gehen und ihn im Hinblick auf das Kreuz bestehen. Eine Ärztin, die mitten aus einer segensreichen Tätigkeit abberufen wurde, teilte ein Jahr vor dem bitteren Ende einem priesterlichen Freund mit folgenden Worten ihr Schicksal mit. Auch dieser Beitrag ist ein Beispiel zum Stil des Sterbens. Denn er ist typisch für die scheue Verhaltenheit, mit der (wenigstens für deutsches Empfinden) Tiefes, ja Heldenhaftes und Heiliges angedeutet wird. Der Brief stammt aus dem Jahre 1960.

„Wie gern wäre auch ich (zum Eucharistischen Weltkongreß) nach München gekommen, aber Gott hat mir einen dicken Strich durch meine Pläne gemacht:

Statt nun Ende August meinen Urlaub anzutreten, werde ich mich ins Krankenhaus begeben, da man einen Brustkrebs mit bereits bestehenden Metastasen im Beckenknochen festgestellt hat. Ich habe schon die Vorbestrahlung hinter mir und komme vermutlich am 25. 8. unters Messer; für den 24. 8. früh um 8 Uhr habe ich eine hl. Messe zur göttlichen Vorschung bestellt. Wollen Sie dann besonders meiner gedenken?

Verzeihen Sie mir bitte, daß ich das alles so offen schreibe, aber es wäre mir ein so wohlthuender Gedanke, wenn Sie sich in diesen Tagen und Wochen meiner besonders annähmen.

Ich denke, daß ich keine Angst vor dem Tode habe, eher schon vor dem Weiterleben in behindertem, vielleicht sehr erschwertem Zustand — aber ich versuche, mir um nichts Äußeres oder Konkretes Sorgen zu machen, sondern mich ganz hinzugeben in den Gehorsam unter seinen heiligen Willen.

Ich hoffe, das klingt nicht zu sehr nach einer entsetzlichen, unwahren Phrase. Ich habe mir so sehr gewünscht, einen Ruf zu erhalten, der es mir unmöglich gemacht hätte, einfach so weiter zu leben. Nun scheint mir dieses wie ein Ruf, den ich nicht nur mit den Lippen und mit schönen Gefühlen, sondern in ‚Tat und Wahrheit‘ lebe.

Ich bitte Sie auch sehr herzlich, bitten Sie um nichts Konkretes für mich, um Gesundheit oder Ähnliches, sondern allein um Kraft und Geduld, alles willig auf mich



zu nehmen, das Kreuz, zu dem ich so oft in dem Wunsch nach Liebe und Hingabe aufgeblickt habe, wahrhaft zu umfassen. Ach bitte, verzeihen Sie die vielleicht zu deutliche Sprache.

Es geht mir dabei noch ganz leidlich; ich habe etwas Schmerzen in der befallenen Hüfte (durch die alles an den Tag gekommen ist!) und mache meine Praxis noch unverändert weiter; glücklicherweise merkt man aber auch hier, daß Urlaubs- und Reisezeit ist, so daß nicht mehr gar so viel zu tun ist. Wenn ich nachts nicht schlafen kann, bete ich den schmerzhaften Rosenkranz — glauben Sie, daß es erlaubt ist, ihn sozusagen wie ein Schlafmittel zu nehmen? Manchmal überfällt mich doch die Angst, ich könnte doch verworfen werden; (immer habe ich auch darum gebetet, nicht wie die Spreu zu sein, die beim Worfeln verweht wird) und die Jahre meines mir nun so unbegreiflichen Hochmuts fallen mir schwer auf die Seele.“

Der Reisende, der nach Paris kommt und die Kirche Saint-François Xavier besucht, stößt auf einen Anschlag, der im Innern der Kirche ausgehängt ist. Es ist der Abschiedsbrief eines ehemaligen Vikars der Kirche, namens Roger Derry. Abbé Derry wurde im Oktober 1941 als Widerstandskämpfer verhaftet und nach Düsseldorf ins Gefängnis gebracht. Am 23. August 1943 wurde er zum Tode verurteilt und am 15. Oktober in Köln hingerichtet. Man hörte ihn in der Todeszelle halblaut das Tedeum singen. Als man ihn zur Enthauptung führte, war sein letztes Wort: „Introibo ad altare Dei.“

Nach allem, was wir von Abbé Derry wissen, begann er nicht als Heiliger<sup>10</sup>. Ähnlich wie sein Schicksalsgenosse Alfred Delp ist er im Kerker zusehends an Gnade und Heiligkeit gewachsen. Sein Brief, mit dem wir die Zeugnisse dieses Aufsatzes beschließen wollen, geht in manchem über das Thema hinaus, das uns hier beschäftigt. Dennoch zeigt er nicht zuletzt auch gerade dies: Wie der Jünger Christi in voller Wachheit, mitten in den Greueln der modernen Diktatur und Schreckensjustiz den letzten Gang antritt<sup>11</sup>.

„Mein lieber Herr Pfarrer!

Ich stehe wenige Tage, ja vielleicht nur wenige Stunden, vor meinem Tod. Gott ist so gut und gibt mir einen großen Frieden und jene Freude des Geistes, von der die ‚Nachfolge (Christi)‘ spricht. Die Natur hat keinen Teil an dem allen; der Leib ist gebrochen, das Herz ist am Ende; aber die Seele lebt in der Höhenregion. Ich höre nicht auf, Gott für den heiligen Eifer zu danken, den er mir in seiner unendlichen Güte zurückgeschenkt hat. Ich hätte in der Sünde sterben können oder doch in der Lauheit, die bei all der vielen äußeren Arbeit eine Gefahr gewesen ist. Die Strohschütte des Kerkers, das äußerst strenge Fasten, die Verdemütigungen und all das andere Elend, die Einsamkeit, kurz alles, was Gott in seiner Vorsehung zu meinem Besten zugelassen hat, das alles hat mich zusammen mit dem ständigen Gebet auf eine Höhe geführt, wo es gut sein ist. Seit zwei Jahren ist mein Leben nichts anderes gewesen als eine ununterbrochene Messe. Bald wird es die Hinopferung von Kalvaria sein, die innigste Kommunion und die Danksagung durch alle Ewigkeit.

<sup>10</sup> Mgr. Chevrot, *L'Abbé Roger Derry*. Paris 1946.

<sup>11</sup> Für die besondere Lage des Sterbens von zum Tode Verurteilten vgl. außer dem genannten Werk: „*Du hast mich heimgesucht bei Nacht*“ den Beitrag von Anstaltspfarrer Harald Poelchau, *Bewußtes Sterben*, in Synopsis 19—24.

Wie ist Gott gut! Denn mein Vertrauen siegt über die Furcht, die ich wegen meiner Sünden haben könnte. Dennoch bitte ich um Ihr Gebet und um heilige Messen für alle die Meßopfer, die ich nicht darbringen konnte (das vor allem liegt mir schwer auf der Seele...).

Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich nicht war, wie ich hätte sein sollen; ebenso bitte ich alle um Verzeihung, denen ich etwa, ohne es zu wollen, wehe getan oder ein Unrecht zugefügt habe. Ich habe immer nur das Gute gewollt. Sollte ich mich in den Mitteln geirrt haben, so werde ich das in Kürze gut machen, dadurch, daß ich mich für alle hingebe. Wie leid tut es mir, nicht mehr apostolisch arbeiten zu können, zu wissen, daß mein Leben hienieden zu Ende ist. Hatte der liebe Gott es so kurz gewollt? Habe ich nicht eine schwere Verantwortung auf mich geladen dadurch, daß ich seine Dauer abgekürzt habe...? Doch ich laß alle Sorge hinter mir und werfe mich rückhaltlos in Gottes Arme.

Ich opfere mein Leben für all die großen Anliegen: für Gott, für die Kirche, für Frankreich, für die geliebte Pfarrei vom heiligen Franz Xaver, an die ich oft denke...

Möchte mein Tod die Messe sein, die ich am vollkommensten in Großmut und Freude darbringe. Bald, lieber Herr Pfarrer, werde ich Den sehen dürfen, den ich trotz allem so geliebt habe. Endlich werde ich ihn lieben können, wie ich ihn mein Leben lang hätte lieben wollen. Ich hoffe auch, daß ich von da oben mehr Gutes werde tun können, als ich hier unten getan habe. Ich hätte Ihnen noch so viel zu sagen. Mein Herz ist übertoll; aber ich muß schließen. (Wenn Sie wüßten, unter welchen Umständen ich dieses Wort hinkritzele!... die Kommißstiefel!...) Ich denke an alle, ich vergesse keinen. Ich bete für alle. Ich habe so viel geliebt! Aber mir scheint, meine Liebe ist noch gewachsen, und wie werde ich Ihnen bald von dort oben her helfen!

Wie ist Gott gut, daß er mich auf dem Strohsack eines Kerkerloches enden läßt, in der radikalen und doch so geliebten Entblößung von allem, in äußerster Armut und im Gehorsam. Wie leicht wird einem da Gebet und Betrachtung! Mein Brevier, das ich fast immer habe beten können, ist — zusammen mit der Nachfolge Christi — mein großer Trost und meine tägliche Nahrung gewesen. Noch nie habe ich so die Psalmen verkostet.

Ich bitte noch einmal alle um Verzeihung, die ich möglicherweise betrübt habe.

Beten Sie viel für mich! Bitten Sie meine lieben Mitbrüder um das Almosen heiliger Messen. Und nun, auf baldiges Wiedersehen im Himmel, wo ich schon in Gedanken und im Verlangen weile. Ich erlaube mir, Sie in kindlicher Liebe zu umarmen. Ich versichere Sie noch einmal meiner Anhänglichkeit, und erraten Sie im übrigen alles, was ich nicht zu sagen vermag und wovon mein Herz voll ist.

Gott sei gepriesen, und es lebe Frankreich!

Roger.“

Die Zeugnisse jener heroischen Jahren wirken nur scheinbar wie etwas längst hinter uns Liegendes.

Unsere Zeit ist trotz des gegenwärtigen Wirtschaftswunders gar nicht nur eine Zeit problemloser, irdischer Glückseligkeit. Die „Geworfenheit“ unseres Seins, seine wesentliche Bedrohtheit durch das Nichts, von dem die heutige Philosophie zum

Menschen spricht, erscheinen geschichtlich anschaulich in den Katastrophen, die hinter uns liegen und sich schon wieder drohend vor uns aufrichten. Theologisch ist kaum eine Sicht des Offenbarungsgutes so stark hervorgetreten wie die eschatologische. Die Eschatologie ist geradezu ein theologisches Modewort geworden. Dagegen kann sich kein Wort schützen. Es ist dennoch ein echtes Wort, da es von den Ereignissen und Notwendigkeiten unserer Zeit diktiert ist. Es ist die Neufassung dessen, was vor ein, zwei Menschenaltern die „letzten Dinge“ meinten.

Eschatologie ist mehr als ein neues Wort. Es ist nicht nur der Hinweis auf den persönlichen Tod und den Jüngsten Tag, also der Hinweis auf einen fernen Fluchtpunkt. Nein, der Glaube stellt das gesamte Weltgeschehen hier und heute unter das Gericht Gottes. Die eschatologische Sicht verbrennt alle vorläufigen und vergänglichen Werte an dem heiligen Feuer des absoluten Gottes. Durch dieses Feuer hindurch sind die Eschata aber auch die endzeitliche Aufrichtung des Gottesreiches, die schon begonnen hat, das Heraufkommen des „neuen Himmels“ und der „neuen Erde“.

Spricht unsere Verkündigung zu wenig vom Tod? Wenn der Verkündiger in der Theologie der Gegenwart zu Hause ist, dann müßte sich ihm der Gedanke an den Tod geradezu aufdrängen. Allerdings, den Hinweis auf Totengebein und verwesenden Leichnam wird er aus dem richtigen Gespür unterlassen, daß diese Bildwelt den heutigen Menschen nicht mehr erschüttert. Die Botschaft vom Tod und vom Gericht, vom ewigen Leben und von der Auferstehung muß heute anders, nüchterner und zugleich theologischer ausgerichtet werden. Aber ausgerichtet muß sie werden. Sie gehört wesentlich zur prophetischen und beunruhigenden Sendung der Kirche.

Dem Stilwandel in der Verkündigung des Todes liegt ein Stilwandel des christlichen Sterbens zugrunde. Dem Christen von heute ist das klarbewußte, bekennende, wenn auch zitternde Sterben aufgegeben, das mitten in unserer Welt Zeugnis gibt von der Wirklichkeit des richtenden und beseligenden Gottes. Man kann fragen, ob wir unseren Tod, den Tod, der nur uns gehört, unsere Lebensantwort enthält und von uns geprägt ist, in seinen wesentlichen Zügen schon gefunden haben. Die Zeit, dieses wahre christliche Sterben einzuüben ist das Leben. Doch nur der übt sich in das christliche Sterben ein, der auf die Herrlichkeit des ewigen Lebens zu lebt, dem der Tod nicht nur Ende, sondern in Wahrheit Anfang, nicht nur aufgezwungenes Erleiden, sondern freies Zueilen auf den Herrn ist, der uns immer schon eingeholt hat und nun in der „letzten Stunde“ noch einmal und endgültig einholt.

Was Ignatius den Seinen über diese Einübung hinterlassen hat, besitzt für alle wahren Christen Gültigkeit: „Wie im ganzen Leben, so sollen wir uns noch viel mehr im Sterben bemühen, daß Jesus Christus, unser Gott und Herr verherrlicht werde. Daß sich sein Wille erfülle und die Umstehenden aufgerichtet werden durch unsere Geduld und unsern Starkmut, durch unsern lebendigen Glauben, durch unsere Hoffnung und Liebe zu den ewigen Gütern, die uns Christus, unser Herr durch die unvergleichlichen Mühen seines Erdenlebens und durch seinen Tod verdient und erworben hat.“